

Das Gaiserbähnli [Schluss]

Autor(en): **Federer, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **12 (1908)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574130>

Nutzungsbedingungen

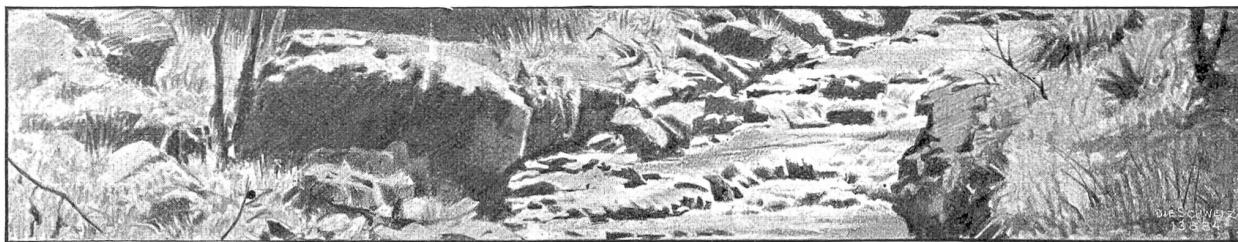
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Hardmeyer. 1901.

Das Gaiserbähnli.

Nachdruck verboten.

Verschnittene Kulturbildchen aus Außerrhoden. Von Heinrich Federer, Zürich.

(Schluß).

Jetzt geht es eine letzte steile Rampe empor. Kaum windet sich das Bähnlein mit seiner treuen Begleiterin, der Landstraße, noch zwischen Abhang und Kotbach hindurch. Kein großes Wasser, tut der Kerl da unten dennoch entsetzlich wichtig mit seinen paar grünen Untiefen und einigen ellenhohen Wasserfällen. Doch manchem Schwäblein und manchem pommerischen Junker, die zur Molkenskur nach Gais fuhren und zum ersten Mal in ihrem reichsdeutschen Leben sahen, daß es auch Bäche gibt, die hüpfen und Purzelbäume schlagen, kam der Kotbach heroisch vor. Sie bekreuzten sich schier vor der republikanischen Wildheit solanen Wassers und dachten, wie zügellos hier alles sein müsse in diesen Bergen, Wasserfällen, Zipfelfappen und Ziegenbockhörnern. Und es wurde ihnen fast bange um ihre in liebliche reichsdeutsche Paragraphen gebettete Berlinerseele. Fast glaube ich: hätten sie mit ihren elenden Nerven und wackeligen Knochen die Wolke nicht so sterbensnötig gehabt, sie wären vor Zweibrücken, der Gaiservorstadt, wieder umgekehrt zu ihren Flüssen, die sanft und linealgerade durch die Streusandbüchse des Reiches sickern.

Wo es am engsten wird, da weichen auf einmal die Abhänge auseinander, ein grünes Hochtal tut sich auf, und näher und schöner als je starrt im Hintergrund das gesamte Alpsteingebirge wie eine Königsfamilie auf dem Throne mir entgegen. Felsen sind der Sitz, walbige Hügel die Stufen, und der grüne Sammet des Tales bildet den weichen Fußteppich dieser Majestäten.

Zuerst fahren wir zwischen den Häusern von Zweibrücken. Das ist eine Vorstadt von Gais, wie sie London und New-York ja auch haben. Aber schon erblicken wir links an der Lehne des Gäbris die Hauptstadt, das große Dorf Gais mit seinem schlanken Kirchturmhelm, seinen vornehm geschweiften Häusergiebeln, seinem Schulpalast, seinen Armen-, Kranken- und Waisenanstalten, Gais mit seinen süßen Konfiserien, seinem Bachgemurmel allenthalben, Gais mit seinem Klausenbühl, seiner Hohegg, seinem Eggwäldchen und seinem teuersten Hügel, der Riesern, mit dem stattlichen, breiten, schier hundertfenstrigen Herrenhaus und der Doktorvilla darauf. Das ist das Gais mit seinen fleißigen Web- und Stäckmaschinen, seinen gezeigten Schülern, seinen naschhaften, spizmauligen Mägdelein, die so hübsche weißgestärkte Schürzen tragen: das ist das Gais so vieler hablicher Leute, so lustiger Kinder, so genialer Trentspieler. Hier ist's, wo man wie nirgendwo auf Erden immer drei Farben ineinanderspielen sieht, das

Grün der Natur, das Weiß der Häuser und das Blau des Himmels. Drei Dinge kennt man hier nicht: Armut, Unsauberkeit und das Joch schwerer Steuer. In der Tat, da hungert niemand. Das erste, was man hier immer sieht, das ist irgend ein Knabe, der auf der Straße ein fettes Butterbrot zerbeißt. Und wenn man abreißt, dann ist's sicher ein Mädchen, das an Birnenwecken oder an den berühmten Totenbeinli sich gütlich tut. Hier ist noch nie ein Tropfen jenes blutigen Schweißes vergossen worden, den wir arme Delinquenten unter den Daumschrauben der Steuer alljährlich vergießen.

Und wie glänzt hier jede Scheibe, jede Türklinke, als wäre alles funkelnegeu! Die Treppen sehen aus, als wäre ewig ein Besen am Werke. Sonntägliche Properkeit schimmert um Haus und Flur. In dieser Helligkeit fühlt der sauberste Reisende sich unrein. Ich merke es wohl, Bähnlein, auch dir ist nicht ganz wohl. Bist du doch ordentlich verrußt und verrauht von der Fahrt. Aber sieh da: sogleich fährst du vom Bahnhofchen in die Werkstätte und lässest dich an allen Gliedern säubern! Das sieht dir gleich, du bist eben ein Gaiserkind und nichts anderes!

Gais, unser Ziel! Ich weiß wohl, Bähnlein, von hier fährst du meist noch weiter. Mit einem wunderbaren Schnörkel beinahe um dich selber herum rollst du noch Appenzell zu. Aber für uns bildet Gais das Ende. Man sagt Gaiserbähnli, fertig! Und die längste Zeit hast du hier auch dein Nachtschlafen und dein Morgenwachen gehabt. Die übrige Fahrt durch das grüne Hochtal und von da in den Kessel und über das Viadukt nach dem Flecken von Innerrhoden, das ist sozusagen nur ein späteres Supplement. Auch schön, freilich auch gar schön!

15. „Stolz wie ein Gaiser!“

Im ganzen Außerrhoden konnte ich das metallene Wort hören: „Stolz wie ein Gaiser!“

Aber wenn er nicht stolz wäre, wer sollte noch stolz sein?

Wenn er auf die Fußspitzen steht, steht er über den Gäbris hinaus in die deutschen und österreichischen Monarchenlande. Dann fühlt er sich hoch und frei über allen wie unser Herrgott.

Die Gaiser dürfen wahrhaft stolz sein. Sie haben eine eigene Zeitung, in die man nicht ganz ein Pfund, aber sehr bequem ein halbes Pfund von ihrem scharfen Käse einpacken kann. Und besitzen sie nicht eine Feuerwehr mit prachtvollen Helmen, die jeder Flamme ge-

wachsen ist? Sind ihre rauschenden Spritzenproben nicht allemal ein wahres Dorfpest? Von den zwei Männerchören — sonst haben nur Städte von über vierzigtausend Einwohnern zwei Männerchöre — von ihrem gemischten Chor und von ihrem hellerschmetternden Jugendchor rede ich weiter gar nicht. Aber da lebt noch eine Blechmusik, die man öfter an Sonntagen vor Sonnenerwachen den Psalm „Trittst im Morgenrot daher...“ spielen hört. Es ist nicht zu sagen, wie die großartigen Noten die Tannen hinauf und zu den Felsen empor schweben.

Auch ein kleines Orchester gibt es da, geschickte Einzelspieler auf der „Mundorgel“, wie der alte Naturmensch Bergknöpfel, ganz ungerechnet die vielen herzhaften Soli in den Kinderstuben und Fodelgesellschaften. Ein alter und ein junger Turnverein pflegt des Leibes Geschmeidigkeit; Schützenvereine, Flobertgesellschaften, Armbrustübungen sorgen für ein helles Auge und eine sichere Hand, Leserbände, Regelzirkel, Kaffeekränzchen unterhalten die lieben Leute, und das Schönste trotz allem Geselligen bleibt, daß jeder Gaiser eine kleine Unabhängigkeit, ein Freiherrchen, ein Königlichlein darstellt.

Der Fremde begegnet keiner großen Freundlichkeit auf den Gassen. Aber treffen sich die Gaiser, so duzen sie sich sogleich und plaudern gemütlich mitsammen, ohne sich dabei, wie die dummsförmlichen Städter, die Hand zu reichen.

Die Welt ist groß, und ihre Städte sind glänzend, und der Bodensee, der zu uns hinausblickt, ist fast wie das Meer, und die dunstblauen Ebenen darüber hinaus sind unermesslich. Man staunt darob. Aber das alles gehört uns nicht. Gais jedoch gehört uns: Gais klein, fein, mein! So urteilen sie!

Und nie ist ein Römer mit solchem Stolz über das Forum gegangen, wie der Gaiser über seinen hellen Dorfplatz schreitet. Die Annalen erzählen von den Consuln der alten großen Zeit, wie sie hinter ihrem Pflug einhergingen. Das kommt in Gais heute noch vor. Sieh da, Gemeinderäte, die Mist über die Wiesen legen, einen Hauptmann, der Rüche melkt, daneben zu seiner Zeit famos in den ersten Londoner Geschäften präsentiert... Ja, es gab hier und wird weiter geben oberste Magistrate des schweizerischen Vaterlandes, die im Räte zu Bern auf Samtsüßeln sitzen und es nicht verschmähen, nachdem sie den Staatskarren der Frau Helvetia salben halfen, auch wieder die Räder irgend eines kommunen Heuwagens mit Schweineschmer einzufetten, damit er leichter zum Eggwäldchen fährt und dort das Winterstroh holt!

16. Die Zipfelfappe über Königskronen.

Vor einem halben Jahrhundert hat Gais als Mollenkurort Weltruf gehabt. Da sah man am Vormittag königliche Hoheiten genug über das grobe Riez des Dorfes wandeln und irgend einen Prinzen im ersten besten Bäckerladen sich frische Brötchen kaufen. Die alte Königin von Württemberg, sächsische Fürsten, amerikanische Dollargrößen, anglikanische Bischöfe und erste Kneher von Hamburg oder Antwerpen genossen hier in den nükternen Wagen hinein die wunderliche Molke, dieses säuerliche Ding, halb wie Milch, halb wie Zieger, von der Ziege genommen und wie ein Wunder wirkend. Denn Hunderte der Gäste kehrten dreimal fetter und stärker

heim. Wenn die Hoheiten zu Hause sich wieder in den Regentensessel setzten, krachten alle vier Beine, und bewundernd sagten die Untertanen: „Seht, seht, die Molke von Gais!“ Die englischen Theologen schrieben nun doppelt so dicke Bücher, und die Börsekönige spekulierten noch einmal so herzhaft, und die Frau Königin, die vorher kaum noch einen leichten Pas am Hofball wagte, tanzte jetzt wieder jugendlich froh die ganze Soirée hindurch. Und weit und breit hieß es: „Da schaut, die Molke von Gais!“

Eine Kurmusik spielte damals täglich vor der „Krone“, und die Straßen waren voll von Fuhrleuten und Kutschen und gelben Postwagen. Ein internationales Lüftchen strich durch das rassenhafte Dorf. Heute noch kann man auf dem alten dunkelschattigen Friedhof neben der einst so herzmütlichen Pension Hohl Inschriften lesen, die nicht gaiserisch klingen, Namen von Leuten, die aus fernem Erden hieherzogen, um im Duft dieses Alpenhofes und in der Hoffnung dieser ewigen Berge ein bißchen länger zu leben und ein bißchen sanfter zu sterben.

Ähnlich einer Mode ist diese Mollenkur nun spurlos verschwunden. Dem Gaiser ist das gleichgiltig. Neben den Majestäten, die einst hier logierten, ging er in der Mütze oder im Sonntagszylinder vorüber, ohne zu filzen, so unabhängig, wie die Wolken droben an der Sonne vorbeirudern. Was gingen ihn auch diese Könige an? Was hatten ihre zerbrechlichen Goldreislein zu bedeuten neben der Bergkrone des Altmann oder neben dem Diadem der Souveränität, das jeder Gaiser unsichtbarerweise auf dem Haupte trägt? Man versuchte nicht einmal schriftdeutsch zu reden. Diese Sachsen und Pommern mußten sich an den Dialekt des Dorfes gewöhnen. Selbst dem Zarewitsch hätte man gesagt: „So, Kaiserbueb, mach wädli und suf emol de Chübel us, send anderi au no da!“ Die Gaiser sind eben ohne Fremdensaison reich genug. Sie unterscheiden sich von allen Kurorten der Welt darin, daß nicht die Gaiser die Fremden, sondern die Fremden die Gaiser brauchen. Wir andern Schweizer und nun gar erst die Ausländer müssen froh sein, wenn wir überhaupt nur da oben im stolzen Dorfe uns ein Weilchen einquartieren dürfen.

Aber von jenen vornehmen Tagen der Kur und von den vielen Auslandsreisen der Gaiser sind doch viele feinere Weltbräuche in das einsame Dorf gekommen. Die reichern Knaben tragen noble Pumpshosen und elegante Sandalen. Man raucht Zigaretten à sieben und zehn Centimes. Alle Schokoladefirmen und die bessern Parisereschleckerien sind bekannt. Die Damen tragen neueste Mode, man liebt parfümiertes Postpapier, rasiert sich mit dem Up to date, bedient sich goldener Zwickel, kennt elektrisches Bügeleisen, spricht fast in jedem Hause englisch oder französisch, hält das Pianola, läßt sich die Zähne mit vollkarätigem Gold plombieren, pfeift Melodien aus der „Lustigen Witwe“. Nur die Perücke, die Perücke ist, glaub' ich, hier nie heimisch geworden. Aber das ist auch nicht notwendig. Denn diese Leute, denen man die härtesten Köpfe nachsagt, tragen einen dicken krausen Haarwuchs durch alle vier Winde des Lebens in die große Stille des Sarges, ohne das dünnste Halmlein davon zu verlieren.

Man braucht einstweilen noch keine Angst zu haben,

daß die Verfeinerung des Auslandes diese Rasse verderbe. Ueber alle Modeitelkeiten siegt doch immer wieder die Gaisersipfelmütze, die Gaisertabakspfeife und der Gaiserstolz.

Auch das Bähnlein ist gar nicht um seine Landes- kinder besorgt, wenn es auch noch so viele Kisten aus Pariser Warenhäusern ins Dorf schleppen müßte. Es weiß, diese Sachen werden die Aukerrhöbder nicht verparisern, sondern vielmehr das Pariserwesen verappenzellern.

17. Winterpoesie.

Vom Schönsten hab' ich noch nichts gesagt, vom winterlichen Gais. Ein starker Schneebust in den Gassen, die Dächer mit unzähligen Eiszapfen verziert, die Fenster von Eisblumen garniert, von den Bergen zur Talsohle nieder nichts als tiefer heller Schnee! Eine unendlich reine, scharfe, stille Luft, die den fernsten Laut, ein Hundgebell, ein Aestekrachen im Walde, eine Mädchenstimme hinten im Tale zu mir trägt. Durch den hohen Schnee ziehen zehn schwitzende Kofse den Wegbahner. Ja, wie sausen die Schlitten den Kiefernweg und die Langgasse hinunter, wie tönt das „Obacht!“ vielfältig, während über die Hügel lautlos und pfeilschnell die Skifahrer in ihren weißen Wämsern und Mützen nieder- gleiten! Und wenn es wieder zu schneien beginnt, Gott, was da niederbrodeln, unaufhaltsam, ein ganzes Sibirien! Und wie der Wind um die Haussecken brüllt, Schneewälle häuft und die Feuer- und Windwache die ganze Nacht sorglich im Dorfe die Kunde macht! Denn man hat den großen Brand vor hundert Jahren, der das

ganze Kirchspiel bis auf ein Altmütterstüblein auffraß, noch nicht vergessen können.

Wo ist's dann so gemütlich abends wie in der Gaiserstube bei Büchern, Spielen, lustigen Kindern, bei Laubsägearbeiten der Jungens, bei Mädchenliedern, bei Rühlbacken und beim Zusammenhocken um einen alten runzligen Erzähler?

Daneben freilich ist's auch ein ganz braves und oft geübtes Abenteuer, durch Sturm und Schnee den Gäbris hinaufzuklimmen. Der Weg wird steil, die Tannen senken wild auf, ganze Wolken von beißenden Schneekörnlein wirft es dir ins Gesicht. Hag und kleine Büsche liegen unsichtbar unter dem Schnee. Den Schlitten auf dem Rücken, gute Wadenstrümpfe in die Knie gezogen, erreichst du mutig stampfend endlich doch die freie Höhe. Es gibt nichts Besseres, als bei abendgefärbtem Himmel neben dem Gasthöschen zu stehen und in den weiten Winter der Welt hinunterzuschauen. Alles Leben schläft in der Tiefe. Weit vorne im Norden schläft ganz Deutschland mitsamt dem Bodensee. In Schneewindeln schläft der alte Habsburger so gut wie das Prinzlein des Kronprinzen. Es schläft die ganze Schweiz, selbst der bäuerlich fleißige Thurgau, das rappelige Schaffhausen, das nervöse St. Gallen, der Zürihegel, der Baslerlälli, der Kagenstrecker am Pilatus und der Nappenspalter daneben, der Glarnersehaziger, der Romantsch hinter dem Calanda, und fern hinter dem Mönch und der Jungfrau hervor schnarcht schwer der Bernermuß. Nur die Berge sind noch wach. Mit ihren hellen, kalten Stirnen blicken sie verächtlich auf die große Schläfrig-



Gottfried Herzig, Bielefeld. Frühling am Zürichsee.

keit der Welt hinab. Doch nach und nach werden auch sie müde. Sehnsüchtig sehen sie der Sonne nach, die zu Bette geht. Die Sternenvächter mit ihren kleinen Nachtlaternen klettern an der tiefblauen Himmelskuppel hinauf. Da ergeben auch die Gipfel der Alpen sich. Säntis und Altmann schlummern schon, gerade nickt der Glärnisch ein, die Rote Wand und das Zingelhorn zwinkern noch leise. Binnen kurzem erliegen auch sie. Jetzt geht ein einziger großer Atemzug durch den Nachtschlaf da unten.

Doch nein, was klingt und bringt da herauf? Ich sehe zwei helle Augen in der Tiefe, es rumpeln rasche Füße im Tale, ein Pfiff! Ach ja, du Bähnlein bist's, du machst noch deine späten Gänge durch die schnarrende Müdigkeit der Welt, du liebe, unermüdliche, wachsame Botenseele du!

Wir aber flüchten uns vor dem gewaltigen Biswind da oben in die niedrige, warm geheizte Wirtsstube und lassen uns vom geschickten hellzopfigen Töchterlein des Gastwirts einen heißen Tee kochen. Die braune Schwester häkelt wunderbare Brautspitzen. Dann helfen beide Jüngferchen an einem Kreuzfuß in der trauten Ecke mit. Was ist das für ein Schielen, Kuedli, und Zeihengehen unter dem Tisch? Ihr gewinnt mir ein Vermögen ab! Auf die Schlitten, ehe ich ganz verlumpe, und durch Wald und Nacht auf halbsbrecherischen Prügelnwegen hinunter! Was sonst eine Stunde braucht, faust hier in fünf Minuten vorbei. Ehe man es recht weiß, ist man aus der Einsamkeit da oben wieder im freundlichen elektrischen Licht des Dorfes.

18. Die „Stubete“.

Bähnlein, ich kehre zu dir zurück!

Etwas ist mir aufgefallen. Sprich: warum machst

du deine Touren immer nur mit zwei, höchstens drei Wagen? Warum duldest du nicht mehr Genossen?

„Das ist Gaiserart! Wie oft muß ich dir's noch sagen, daß ich eine geborene Gaiserin bin?“

So ist's! Von der kindlichen Stulpnase an bis zum ausgemeißelten Greisenkopf genießt man hier seine Erholung mit zwei, drei Auserwählten. Jeder Schulknabe hat seine zwei oder drei „Gespanen“. Fest klebt er an ihnen. Sie stehen zusammengekittet in Freud und Leid. Keiner verklagt den andern in der Schule, sie zeigen einander die Rechnungen und Aufsätze, sitzen auf dem gleichen Schlitten, trinken aus dem gleichen Glas. Wer einen von diesen Dreien angreift, hat das ganze trutzige Kleeblatt auf dem Buckel. Durch Monate und Jahre halten sie so zusammen. Die Außenstehenden respektieren diese Kameradschaft wie ein rechtliches Institut. Erweist sich einer falsch von den Gespanen, so tut das weh wie die Untreue einer Braut. Aber mit gaiserischer Gefühlshärte wird der Schuldige aus dem Büchlein der Freundschaft gestrichen, geächtet, und nicht einmal seinen Schatten duldet man fürder in der Nähe.

Und so sieht man diese scharfe innige Gruppenbildung, die fast wie ein junger Kinderroman klingt, durch's gesamte Gaiservölklein gehen.

Noch mehr, diese zwei, drei, vier Burschen, die den Sonntag mit einander feiern und kein Geheimnis vor einander haben, wählen sich ein gleiches Trüppchen Mädchen aus. Das sind ihre Stubetengenossen. Jedem eine, die ihm wohlgefällt! Man redet vor andern nie davon, schlägt die Augen verschämt zu Boden, wenn am häuslichen Tische oder gar auf dem Schulplatze etwas darüber verlautet. Es ist nicht mehr die ganze Kinderkeckheit und Kinderungeniertheit dabei. Durch alle Bubenhaftigkeit der Stubete weht doch schon etwas wie eine scheue, leise, keusche Ahnung knospenden Geschlechts, ein frühlenzliches, namenloses, noch fast naives Gefühl, daß das, was jetzt noch Knabe und Mädchen heißt, einst innig zusammengehöre.

„Stubete“ heißt das muntere Zusammenkommen der drei, vier Knaben und Mädchen an winterlichen Sonntagabenden, bald im Hause dieses, bald in dem jenes Gespanen. Man belustigt sich an Rätseln und Pfandspielen, neckt sich und plagt sich unendlich, erzählt wie Große von den Dorfereignissen. Die ersten bürgerlichen Interessen im Jungen, die ersten Hausfrauentalente im Mädchen regen sich. Aber die Hauptsache ist, daß einer von den Kameraden Musik macht. Stühle und Tische werden an die Wand gebeigt, und man tanzt in Staub, Hitze und Zimmer-



Gottfried Herzig, Bliebenbach, Sommerlandschaft.



Gottfried Herzig, Melenbach. Sommerabend am Zürichsee.

enge und sogar ein bißchen in unerlaubten Zigarettenwölklein — o stramme, einzige, grünbefrachte Dorfpolizei, wo bist du? — bis der achte Stundenschlag heimruft.

Es läßt sich in keiner Sprache erzählen, welch ritterlichen Takt diese vierzehnjährigen Schlingel, die so oft im Rücken ihrer Lehrer Grimassen schneiden und dem Nachtwächter Holzbengel zwischen die Beine werfen, welch' eine feine, fröhliche, gesunde Frauenverehrung, hoch über aller dummen Galanterie, sie den Mädchen erweisen. Und doch bleiben die Buben die Herren. Füg-sam und geduldig müssen die Mädchen sich jetzt schon den Hosenträgern unterordnen. Obwohl die Gaisermädchen die Gaiserknaben an Wuchs gern überragen, beugen sie doch tief ihr Köpflein vor der Knabenstirne. Es ist nicht Sitte in Auferrhoden, daß die Köcke regieren wie im Tief-land. Die Frauen sollen gut kochen, fein nähen und dem Gemahl ein sauberes und bequemes Haus halten. Aber über die Haustüre hinaus geht ihre Macht selten. Es müßten schon wieder die Schwaben und Habsburger kommen, wenn die Weiblein wie anno 1405 in der Doffentlichkeit ein tapferes lautes Wort mitreden sollen! Diese Stubeten! Viele sind ihnen spinnefeind und halten sie für sittengefährlich. Andere rühmen das Gegenteil. Wer weiß? Jedenfalls blüht aus diesen jungen früh-märzlichen Menschlichkeiten eine unberechnete Freude am Leben, an der Geselligkeit und an der so erquicklichen Einrichtung, daß auf Erden nicht alles nur Knaben oder alles nur Mädchen geboren werden.

Wie die Wagen des Gaiserbähnli wandern diese Stubetenleutchen durch ihre Schulkindertage mit fest-

verklammerten Händen. Aber das Leben ist stärker als diese Kleinweltpoesie. Schon in Bühler wird ein Wagen ausrangiert, in Teufen ein anderer. Dafür hängt man zwei fremde, Gott weiß mit was für Plunder, an. Gaisermägdlein, Gaisermägdlein, es nützt euch alles Händeklammern nichts! Wenn die richtige Station kommt, wird ein Büllein ums andere ausrangiert. Die „Stubete“ ist aus.

Aber einstweilen tanzen sie noch!

19. Kindertanz in der „Krone“.

Sechs-, siebenmal im Jahr hat die Schuljugend sogar ihren öffentlichen Tanz. Von der Vesperstunde bis abends acht Uhr gehört dann der große Kronensaal nur den Höslein und Köcklein unter sechzehn Jahren.

Auf der einen Seite des Saales sitzen über die aufgestapelten Tische hin Duzende und Duzende von Mädchen. Ihre Augen glühen, ihre Füße zappeln vor Erwartung. Sie lesen aus den Reihen der Buben wie aus einem stolzen harten Bilderbuch, nicht, wer ihnen am besten gefiele — das wissen sie klopfenden Herzens nie besser als in dieser Minute — aber ob gerade der sie zuerst zur Polonaise heraushole. Vor Harren und Sehnen fangen sie zu jodeln an; aber die Buben begleiten sie kaum.

Die hocken ruhiger, selbstbewußter gegenüber. Das Walzerblut prickelt so feurig durch ihre Füße wie den Mädchen. Aber sie sind zu stolz, das offen zu zeigen. Sie geben sich eine gelassene Miene und tun, als müßten die Schürzen froh sein, wenn sie überhaupt mit ihnen zu tanzen belieben.

Auf der Tribüne beginnen zwei Innerrhändler zu fiedeln, ein anderer brummt mit der Bassgeige, einer trompetet, und ein fünfter schlägt das breite, wunder-same, tiefsummende Hackbrett. Sie brauchen keine Noten-blätter. So ein Innerrhändler spielt alles reinweg aus dem Kopf. Der Vorgeiger hebt an, und sogleich wissen die andern, wie sie einfallen müssen. Das gibt eine Musik voll ländlicher Wildheit und Frische. Das Hackbrett tut es einem neben der vorlauten Violine besonders an. Tische, Stühle, Zimmerbalken scheinen sich zu drehen vor Tanzhaftigkeit.

Aber noch immer rühren sich die Knaben nicht. Die holbe Weiblichkeit verzehrt sich fast vor Ungebuld.

Endlich, nachdem zehn feurige Takte gespielt sind, löst sich ein schlanker, hoher, glutäugiger Junge vom Haufen, durchquert mit ein paar großen stattlichen Schritten den geschauerten Saal, zupft unter einem stolzen halben Lächeln eine blonde Mina oder eine braune Ida am Ärmel und beginnt den Reigen. Der Anfang ist gemacht, der bei einem konservativen Bölllein immer so zähe Anfang. Nun stürzt sich alles auf die Böpfe. Paar um Paar wirbelt durch die Wirtschaft. Der mächtige Saal wird für die noch viel mächtigere Tanzlust zu eng. Die Spielleute, die Tänzer, die Wände schwitzen. Und dennoch, sie tanzen alle Tänze, diese Grünlinge des Lebens, aber am liebsten die heftigen und tollen. Sie und da raunt der letzte erste Tänzer dem Vorgeiger zu: „Nochmal den vorigen, den schnellen, wilden Walzer, der kann mir's!“ Und bietet ihm, halb wie Dank, halb wie Befehl, ein Glas Wein hin.

Nein, nicht einen Tanz lassen diese Tollköpfe aus! Selbst ein siebenjähriger Balm, der das A b c erst bis zum d weiß, ein kleiner Spitzbube mit gelben Hosen, roter Weste, einem breiten, mit Appenzeller Köhlein bestickten Gurt und dem runden Lederkäppi auf dem Kraushaar, reicht mit vierströtiger Freundlichkeit einer Sechsjährigen, die fast noch Puppe ist, den Arm. Die Drolligen hüpfen nun ohne Regel und Gesetz, nur dem Rhythmus ihres leichten Appenzellerblutes gehorchend, durch den großen Menschenkreis. Von den Größern hin und her geworfen und völlig auseinandergerissen, strecken sie sich die Arme zu und finden sich immer für ein paar Takte wieder. Und wie sie dann ihre kirschroten Lippen vor Lachen auseinanderreißen, erst, weil sie sich verloren, und dann, weil sie sich doch wieder gefunden haben! Aber am allermeisten lachen sie, weil sie sich ganz sicher nochmals verlieren werden! O lachende, leichtherzige Gaiserkinder!

20. Lebe wohl!

Ich weiß eine Stunde, Gaiserbähnli, wo du über dieses Lachen und Tanzen wie ein Türke geflucht hast.

Es war im vorletzten Winter. Du hattest deine Helgenzeit.

Was ist das Großes, wenn die Gotthardbahn vierzig und sechzig Wagen auf glatter Bahn und geschauerten Schienen rollt? Zum Lachen! Aber wenn du über Eiskrusten fahren mußt, sodaß deine Räder die Geleise nicht mehr fassen, wenn dir der Schnee bis an die Brust geht und sich dir ganze Eisberge wie am Nordpol entgegenstemmen, wenn du nichts mehr siehst als weißen Himmel und weiße Erde, ha, wie deine Kollegen vom Tiefland den Mut sinken lassen! Zwar auch dir ward bange: du solltest nach Appenzell, und kein Zollbreit rücktest du mehr von der Stelle!

Da erinnerstest du dich, wie bei einer Schülerfahrt der allezeit so kinderfrohe Pfarrer den aufhorchenden Jungen zur Kurzweil des Weges eine alte eidgenössische Schlacht erzählte. Fein, wie er's kann! Bei Sempach, glaub' ich, war's. Die Feinde trugten und starrten. Alles schweizerische Stoßen und Lupfen mußte nichts. Die eiserne Feindesfront beharrte wie der Schneewall hier. Bis Winkelried kam. An das erinnerst du dich und gehst einige Schritte zurück, nimmst einen Anlauf — wieder zurück! Noch einen Ansturm, und wieder zurück! Endlich, ob es dir auch die Brust eindrückte, wagst du einen letzten Winkelriedvorstoß. Und sieh da, solcher Heldenhaftigkeit widersteht keine Macht der Welt: der Schnee weicht, heiho, die Schlacht ist gewonnen, die Bahn ist frei!

Fröhlich rumpelst du Appenzell zu. Da, was ist das? Von Gais zittert der Ton einer vorlauten Geige zu dir. Richtig, die Jungen haben ihren Fastnachtanz in der Krone! Was, hier soeben noch tödliche Arbeit und dort beinschwingender Tanz! Hier fast Ersticken im Schnee und dort geöffnete Halskragen und Jacken vor Festhize!

Damals war's, wo du grimmig ausbrachst: „Verfluchtes Lachen und Nichts...“ Aber du redest nicht aus. Dein großer Verstand, der dich überall begleitet, schnitt dir das Wort ab. Du überlegtest, und zuletzt brummtest du: „Nun wohl, laß sie tanzen! Früh genug kommt über diese weichen Gesichter der Daseinsernst mit seinen Gefechten, seinen Feindesfronten, seinen Widerständen und hoffentlich auch seinen erlösenden Winkelriedstäten!“

Fahre wohl, Bähnlein, nach Appenzell, fahre wohl! Aber wenn du von der Höhe des Sammelplatzes noch einmal zurückschaust ins hohe Dorf, dann grüße es nochmals mit deinem kecksten, bundeswidrigsten Pfiff! Und grüße es auch von mir, dem fernem, stadtbedrückten, nach freien Bergen und freien Menschen dürstenden Schreiberlein!



Der Tote vom Hinterberg.

Roman in Heftstiftnotizen von Leo Wirth, Charlottenburg.

Warmer Juni Sonnenschein liegt auf den glitzernden Bergen. Hoch oben schmilzt der Schnee, und durch die schauerlich einsame Wildnis der Alpen donnern dumpf die Lawinen.

Schon haben die Weiden zu grünen begonnen; von den Maiensäßen herauf tönt schüchtern das Gebimmel der Herdenglocken. Bald wird es Sommer sein. Sommer in den Alpen, das ist wie Frühling im Tal —

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck verboten.